

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

67 (22.8.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 22. August 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

Nro. 67.

Friedrich von Zollern.

(Schluß.)
 Zu Stuttgart saß die Gräfin Henriette von Württemberg und Mompelgard in ihrem Staatszimmer. Sie war von ihren ersten Hofdienern und Räten umgeben, denn ein fremder Ritter hatte sie um öffentliche Audienz gebeten. Der Ritter, der bisher seinen Namen verschwiegen, ward eingeführt und ein Laut des Erstaunens entfuhr der Versammlung, als der von Stauffeneck erkannt ward.

Der Ritter näherte sich dem Thronfessel der Gräfin, beugte ein Knie zum Zeichen seiner Ergebung und wartete der Ausrufe der Gräfin.

„Ihr seid es, Herr Ritter?“ sagte diese, als sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatte. „Stehen denn die Todten wieder auf?“

Die Reize der Verwunderung war nun an den von Geroldsbeck gekommen. Er schaute die Gräfin groß an.

„Man sagte uns,“ fuhr die Gräfin erläuternd fort, „als wir vor bald zwei Jahren von der Feste Zollern abzogen, Ihr seid im letzten Gefechte, das wir dort lieferten, gefallen. Doch nun Ihr am Leben, wundert mich's nicht mehr, daß sich die alte Burg so lange hält.“

Die Feste ist in diesem Augenblick wohl nicht mehr,“ erwiderte der von Stauffeneck düster, „die Städte hatten sie rings untergraben, und wir mußten uns durchschlagen, falls wir nicht von den einstürzenden Mauern begraben werden wollten.“

„Ihr habt sie lange genug und tapfer vertheidigt,“ sprach gefällig die Gräfin. „Euer Muth hätte verdient, für eine bessere Sache zu kämpfen, doch glaubt nicht, daß die Gräfin Henriette Euch darob zürne. Wir erinnern uns noch wohl Eures Aufenthaltes an unserm Hofe, und obgleich bisher unser Feind, seid Ihr dennoch willkommen.“

„Euer Gnaden mögen mir vergeben,“ erwiderte in demselben düstern Tone, wie früher, der junge Ritter; „aber ich bin nicht gekommen, um bei Euch Dienste zu suchen. Ihr nanntet vorhin die Sache, der ich diene, keine gute, und dennoch kenne ich keine bessere. Doch verzeiht nochmals, ich bin gekommen, Euch an ein gegebenes Wort zu erinnern.“

„Sprecht, Herr Ritter,“ rief jetzt aufgeregt die Gräfin, „nie hat die Beherrscherin von Württemberg ihr Wort gebrochen, und sie dürfte darin manchem Manne zum Muster dienen.“

„Es sind jetzt zwei Jahre,“ fuhr der von Stauffeneck fort, „da verrieth Einer, dessen Namen verflucht sei, den Grafen von Zollern und Dettingen, meinen Freund und Better. Zur Strafe seiner Schlechthhat ward er an die Finnen der Burg aufgehängt. Ihr aber schwurt damals, es solle Jedem, wenn er den, der diese Strafe anbefohlen und ausgeführt, Euch überliefere, eine Bitte gewährt seyn, sie bestche auch, worin sie wolle. Darauf gabt Ihr Euer fürstlich Wort.“

„Gut,“ sagte die Gräfin ungeduldig; „wir erinnern uns dessen, und werden unser Wort lösen, aber fahrt fort. Denn Ihr seid noch nicht zu Ende.“

„Ich bin es,“ versetzte der junge Ritter fest; „der, welcher die That begangen, steht vor Euch. Ich selbst ließ den Ritter von Tritschler aufhängen.“

Eine augenblickliche Bewegung entstand im Saale. Auch die Gräfin hatte sich erstaunt von ihrem Sitze erhoben. Doch auf ihren Wink war's wieder still, wie zuvor.

„Ihr gebt Euch selbst an,“ sagte sie; „wißt Ihr auch, welche Strafe wir dem Henker des von Tritschler's zugedacht haben?“

„Ich weiß es,“ antwortete ruhig der von Stauffeneck. „Ihr schwurt, ihn gleich dem von Tritschler aufhängen zu lassen.“

Übermalls entstand eine Bewegung, aber ein Wink der Gräfin beschwichtigte wiederum die erregten Gemüther.

„Und was kann Euch bewegen,“ fragte sie erstaunt, „Euch selbst einem schmachlichen Tode zu überliefern?“

„Ihr seid mir die Gewährung einer Bitte schuldig geworden,“ erwiderte der von Stauffeneck, indem sich seine bleichen Wangen färbten, „ich bitte um das Leben, um die Freiheit des Grafen Friedrich von Zollern. Mit mir mögt Ihr beginnen, was Euch gelüftet.“

Jetzt ließen sich die Ritter umher nicht mehr geschweigen. Ein Ruf der Bewunderung ertönte, und rasch eilte der von Geroldsbeck vor, dem von Stauffeneck die Hand schüttelnd. Auch der alte Wöllwarth näherte sich ihm freundlich. „Ihr seid ein seltener Freund,“ sagte er, „bei Gott, Ihr wäret werth, selig gesprochen zu werden, wenn je eine Tugend Seligkeit verdient.“

So freudig war der Ruf, den jetzt der von Stauffeneck von alten Seiten empfing, daß die Gräfin selbst lange nicht zu Worte kommen konnte. Doch jetzt gebot sie Ruhe. Sie winkte dem jungen Ritter, näher zu treten.

„Schande über uns,“ rief sie aus, „wenn wir solche Hochherzigkeit nicht zu würdigen wüßten. Schande über mein ganzes Haus, so ich litte, daß Euch ein Haar gekrümmt würde. Ich löse mein Wort ein, das Euch dem Tode überlieferte. Doch Eure Bitte — sie sei Euch gewährt. Verdiente der Graf auch zehnmal härtere Haft, er verdiente wegen Eurer frei zu seyn, denn nie noch hat ein Herrscher einen solchen Freund gehabt.“

Der von Stauffeneck stürzte der Gräfin zu Füßen. Er war nicht fähig, mit Worten seinen Dank auszudrücken.

„Haltet ein, Frau Gräfin,“ rief jetzt der von Wöllwarth. „Wollt Ihr auch den Grafen von Zollern freigeben, um Euer Wort zu halten; wollt Ihr auch den von Stauffeneck ohne Strafe ziehen lassen, so mögt Ihr doch Eine Bedingung hinzufügen.“

Der von Stauffeneck erhob sich und sah den alten Wöllwarth stolz an. „Eine Bedingung wollt Ihr?“ sagte er kalt. „Die Gräfin mag mir Bedingungen nennen, sie mag mich ins Gefängniß werfen lassen, sie hat das Recht dazu; doch Ihr,“ fuhr er heftig fort, „Ihr solltet nicht von Bedingungen sprechen, Euch geziemte es, eher den guten Willen der Gräfin zu unterstützen, als ihm entgegen zu treten; aber nun Ihr so sprecht, so will ich auch keinen Dank von Euch, ich will nicht Eure Fürbitte, die ich thöricht genug glaubte, erkauf zu haben.“ Rasch zog er eine goldene Kette aus dem Busen und warf sie dem von Wöllwarth hin. „Als Ihr sie mir gabt,“ setzte er bitter hinzu, „da fährtet Ihr eine ganz andere Sprache.“ Stolz schritt er der Thüre zu. Doch der alte Ritter kam ihm zuvor. Sanft ergriff er den Erzürnten beim Arme und führte ihn zurück vor die erstaunte Gräfin.

„Eble Frau,“ sagte der von Wöllwarth gerührt. „Seht hier den wackern Ritter, der einst Euch und mich und noch mehrere Andere, die hier stehen, vor schmachlichem Tode errettete. Ich vermuthete längst, daß es der Stauffeneck gewesen sei und der Ritter von Geroldseck bestätigte mich in meiner Meinung. Ihr versprach damals, in Allem gefällig zu seyn, was er von Euch verlangen würde und ich selbst übergab ihm diese Kette, die er mir jetzt so schnöde zurückerstatten will. Nie waret Ihr und ich einem Manne so zum Danke verpflichtet, als diesem Ritter hier. Aber dennoch bestehet ich auf meiner Bedingung. Ihr wißt,“ fuhr er nach kurzem Bestinnen fort, während die ganze Versammlung der Lösung des Räthsels aufmerksam horchte, „Ihr wißt, daß meine Base Adalbertha schon seit einiger Zeit gesonnen war, ins Kloster der heiligen Böhnerinnen zu treten; Ihr kennt auch den Grund wohl und dem Edlen Ritter von Stauffeneck brauche ich ihn vielleicht nicht zu nennen, da er jetzt weiß, daß man ihn für todt sagte; darum stelle ich die Bedingung, daß der edle Herr sein ritterlich Wort einlöse, das er der Jungfrau von Niedern gegeben und sie als ehelich Gemahl heimführe.“

Allgemeiner Jubel entstand, als der alte Wöllwarth geendet hatte. Der von Stauffeneck lag längst in seinen Armen. Doch plötzlich raffte er sich auf, denn er gedachte des von Geroldseck, und was der Knecht von ihm und Adalbertha berichtet hatte. Der von Geroldseck aber kam ihm mit biederem Händeschlag entgegen.

„Ich wünsche Dir Glück, Walthar,“ sagte er freundlich lächelnd. „Ich glaubte einst ihre Liebe erringen zu können, aber von ihr selbst erfuhr ich, daß sie Dich mir vorgezogen, und ein Geroldseck ist nicht der Mann, der am Freunde in der Liebe zum Verräther würde.“

Endlich legte sich der Tumult etwas, und die Gräfin entließ die Versammlung. „Ich sehe schon,“ sagte sie zum Abschied, „daß unser junger Freund nicht Nein sagen wird. Aber er hat sich so um uns verdient gemacht, daß wir es uns nicht nehmen lassen, die Hochzeit selbst auszurichten. Auf unserem Schlosse zu Nürtingen soll sie gefeiert werden, denn dort hat, wenn ich mich anders recht erinnere, die Liebchaft ihren Anfang genommen.“

„Kommt,“ sagte der von Wöllwarth zu dem glücklichen von Stauffeneck. „Wir müssen eilen, sonst erfährt mein Bäschen schon vorher, was vorgegangen ist, und ich möchte doch ihre freundlichen Augen zuerst erglänzen sehen, wenn sie Euch erblickt.“

Es war ungefähr vierzehn Tage später, da zog auf der Straße, die vom südöstlichen Frankreich nach Italien führt, ein Trupp Reiter hin. Zwei ritten voraus, wie es schien, die Anführer oder Gebieter; die Andern mochten wohl Knechte seyn, denn sie führten in ihrer Mitte mehrere Saumrosse, die schwer bepact waren, und auf eine weite Reise, nicht auf einen bloßen Spazierritt, hinielen.

Der eine der Vordern war ein jugendlicher Mann in frischer Lebenskraft. Sein Gesicht blühte, seine Augen leuchteten, und nur ungern schien er seinem muthigen Pferde die Zügel nicht schiefen zu lassen, doch wenn er den Blick auf seinen Begleiter warf, so umdüsterte sich sein Auge, und sein Antlitz war dann so ernst und trübe, daß man den lebensfrohen Jüngling von vorher kaum mehr erkannt hätte. Der neben ihm ritt, war offenbar weit älter. Wer ihn nur oberflächlich ansah, hätte ihn leicht für einen Greis gehalten, denn sein Haar war eisgrau und in den tiefstehenden Augen war alles Feuer erloschen. Allein wenn man die eingegrabenen Fuge näher betrachtete, so schien es eher, als ob tiefer Kummer und große Noth einen kräftigen Mann plötzlich in einen hinsinnigen Alten verwandelt hätten. Besonders deutlich war dies, wenn er die großen Augen aufschlug, wie um sich an der großen freien Natur festzufaugen, denn dann farbte auf einen Augenblick eine sanfte Röthe die

blaffen Wangen und verlieh ihnen wieder den Reiz vergangener Jugendlichkeit, und der gebückte Körper richtete sich in solchen Momenten gerade und stolz auf, so daß man deutlich sah, hier in dieser Hülle müsse einmal eine hohe Kraft gewohnt haben.

Die Reisenden waren jetzt auf einem Punkte angekommen, wo die Straßen gegen die Alpen und den Rhein hin sich schieden; hier schien auch der Punkt zu seyn, wo die Reisenden scheiden wollten.

„Das ist der Ort,“ sagte der Ältere, indem er sich anschickte, vom Rosse zu steigen. Der Jüngere war schon herabgesprungen und dem Begleiter, der fast zu schwach schien, ohne Hülfe abzustiegen, behülflich. Der Ältere lächelte schmerzlich.

„Wie doch die Menschen so hinsinnig sind!“ fuhr er mit einem bitteren Blitze fort. „Noch sind es kaum mehr als zwei Jahre, da stand ich in der Fülle meiner Kraft, und jetzt? — Doch ich will nicht davon sprechen; ich will die Erinnerung aus meinem Kopfe zu verdrängen suchen, und auch mein Herz soll schweigen, — bis es gebrochen ist,“ setzte er leise hinzu.

Die Diener breiteten Teppiche aus, und unter dem Schattten einer Eiche nahmen die Reisenden ein einfach Mahl ein. Nur wenige Worte wurden gewechselt; das Herz schien den Beiden zu voll zu seyn. In großen Zügen schlürfte der Ältere den Wein; es war, als ob schon seit lange der Saft der Reben ihm fremd geblieben wäre, und die freie Luft mochte ihm so wohl thun, wie einem Gefangenen, dem nach vielen Jahren die Sonne wieder zu schauen vergönnt ist. Jetzt war das Mahl geendet. Die Rosse wurden herbeigeführt.

„Grüße Adalbertha, Dein künftig Weib,“ sagte der Ältere dem Jüngern die Hand zum letzten Drucke reichend. „Kehre ich heim vom heiligen Grabe, so sehen wir uns wieder. Dann wollen wir zusammen die Burg meiner Väter neu aufbauen.“

Ihränen standen dem Jüngern in den Augen; er vermochte kein Wort zu sprechen. Jetzt bestiegen sie die Rosse. Noch ein Gruß und Jeder ritt seinen Weg weiter, der Ältere dem Lande Italien, der Jüngere dem Rhein und Schwaben zu. Langsam ritten Beide, und so lange sie sich sehen konnten, wandten sie sich oft nach einander um, sich nochmals zu winkend.

Es war der Ritter von Stauffeneck, der dem Grafen Friedrich von Zollern und Dettingen das Geleite gegeben hatte. Wohl hatte die Gräfin von Württemberg wahr gesagt, als sie gedroht, sie wolle den Grafen und sein ganzes Haus verschlingen, denn alle seine Habe war ihr, und ihn selbst hatten die wenigen Jahre im feuchten, dunklen Keller, dem tiefsten, den die Verliese zu Mömpelgard aufzuweisen hatten, zum Greifen umgewandelt. Die Kraft des Helden war für immer gebrochen. Er hatte im Kerker gelobt, wenn er frei würde, eine Reise ans heilige Grab anzutreten, und als ihm der von Stauffeneck das Ende seiner Haft verkündigte, da blieb er seinem Schwure getreu. Aber er sollte das Grab nicht sehen. Kaum zwei Monate hernach erlag er auf der Fahrt der Krankheit, die seinen Körper verzehrte, es war die Krankheit des gebrochenen Herzens, gegen die keine Hülfe auf Erden zu finden ist.

Der von Stauffeneck führte seinen Weg an dem Hohenzollern vorbei. Aber die Feste stand nicht mehr. Die Mauern und Zinnen waren eingestürzt, und so weit ging der Haß der Städter, daß sie auch keinen Stein auf dem andern ließen. Die hohe, herrliche Burg war für immer verschwunden, und nur erst nach langen Jahren ward es den Bettern des Grafen Friedrich vergönnt, an ihrer Stelle ein neues Schloß zu erbauen, das aber nie den Glanz des frühern erreichte.

Aber auch die Gräfin von Württemberg sollte das Glück nicht lange genießen, ihren ärgsten Feind gedemüthigt zu haben. Wenige Jahre nachher erhoben sich die Edlen Württembergs, der Weiberherrschaft und ihrer Launen müde, und die beiden Söhne der Gräfin, obwohl noch im zarten Alter, ergriffen die Zügel der Regierung. Die Gräfin wurde auf ihren Wittwenstz in Nürtingen verbannt. Ja, als sie nicht nachließ, unter den Brüdern Zwietracht zu säen, da nahmen diese sie gefangen und

hielten sie auch ihr Leben lang als eine Gefangene. Doch lange, bevor dies geschah, war der Ritter von Stauffeneck Albalbertha's von Riedern glücklicher Gatte. Die Gräfin hatte Wort gehalten und die Hochzeit, die sie ihm anrichtete, war eine der glänzendsten, die je gefeiert wurde.

Der Schleichhändler wider Willen.

Aus dem Englischen von H.

Es werden sich eine große Zahl Londoner Einwohner noch der seltsamen Offenbarungen erinnern, die neulich dem Lord Kanzler des Staatschazes in Betreff des Schleichhandels gemacht wurden, der, wie er die Berichte über die schlaunen und kühnen Maßregeln der Schmuggler las, die diese oft anwenden, um ihren Zweck zu erreichen, trotz der ihm sonst eigenen Gravität, kaum Herr seiner Lachmuskeln werden konnte. Da war die Rede von ganzen Unmassen von französischen Handschuhen, die in verschiedenen Abtheilungen von lauter Rechts- oder Linkshändigen, ihre Reise nach England gemacht (NB. Sachen, die unbrauchbar oder schadhaft sind, bezahlen in England keinen Zoll), seinen Spizen, die mit kleinen Luftballons in's Land hineingeflogen; Uhren, die ohne Räder oder Federn verstümmelt heringebracht waren; so und noch auf mannigfache andere Weise wurden die Gesetze umgangen und die Zollbeamten in der Ausübung ihres Berufs verhindert.

Wie bekannt, versorgt die Stadt Genf halb Europa mit ihren Uhren und Goldarbeiten, und beschäftigt beständig dreitausend Goldarbeiter für ihre reichen Läden, so daß jährlich fünf- und siebenzigtausend Unzen Gold und fünfzigtausend seine Mark Silber (eine feine Mark Silber ist 48 Thaler Preuß.) unter deren kunstgeübten Händen zu ihrem oft verdreifachten Werthe sich erheben. Der größte und besuchteste Laden in Gold- und Schmucksachen ist unstreitig der von Monsieur Beautte, und die Kleinodien seines Ladens sind die, nach deren Besitz die Pariser Schönen die größte Ehnfucht zeigen. Diese schönen Sachen müssen aber, wenn sie die Grenze Frankreichs überschreiten, einen hohen Zoll bezahlen, daher Monsieur Beautte auch mit seinen Kunden das Abkommen getroffen, daß er ihnen die bei ihm gekauften Artikel, nach einer mäßigen Berechnung für Fracht und Emballage und fünf Procent für die Gefahr des Hereinbringens, in jedem beliebigen Orte Frankreichs zollfrei in's Haus liefert, da er sichere Kanäle hat, durch die er den Schleichhandel treibt. Uebrigens wurden diese Geschäfte zwischen dem Käufer und Verkäufer eben so frei und offen abgehandelt, als ob es weder Zollgesetze, noch Zollbeamten in der Welt gäbe.

So ging Alles mehrere Jahre lang glücklich fort mit Monsieur Beautte's Schleichhändlergeschäften, bis endlich der Graf von Saint-Er. — ein Mann von ganz besonderer Thätigkeit und scharfer Wachsamkeit — als GeneralDirector der Douanes (des Zollwesens) in Frankreich angestellt ward. Er hörte so viel davon reden, auf welche listige Art Monsieur Beautte es verstünde, die Wachsamkeit der Grenz Zollbeamten zu täuschen, daß er sich entschloß, die Sache selbst an Ort und Stelle zu untersuchen, um sich von der Wahrheit oder dem Ungrunde der ihm gemachten Berichte zu überzeugen.

Er begab sich also persönlich nach Genf, ging dort in den Laden von Monsieur Beautte, und kaufte für dreißigtausend Franken Schmucksachen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie ihm zollfrei sollten in Paris in seinem Hotel abgeliefert werden. Monsieur Beautte ging in diesen Vorschlag mit dem Wesen eines Mannes ein, der durchaus daran gewöhnt war, Arrangements dieser Art als ein alltägliches Geschäft zu betrachten, das ganz in der Ordnung sei, und überreichte dem Grafen von Saint-Er. einen Schein zur Unterschrift, wodurch dieser sich verbindlich machen mußte, sobald ihm die vom Grafen gekauften Sachen zollfrei in Paris abgeliefert würden, die dreißigtausend Franken nebst den üblichen fünf Procent für das Hereinschmuggeln derselben in einem Wechsel auf Sicht zu bezahlen.

Der Graf Saint-Er. lächelte, nahm die Feder aus der sie ihm darreichenden Hand des Goldwaarenhändlers und unterschrieb den Schein folgendermaßen: „Louis Graf von Saint-Er. GeneralDirector des Zollwesens in Frankreich.“ Dann überreichte er den Schein dem Kaufmanne, den er gespannt ansah, um den Eindruck zu beachten, den diese Unterschrift auf ihn machen würde.

Monsieur Beautte überlas die Unterschrift flüchtig, verbeugte sich achtungsvoll gegen den Grafen und sagte: „Monsieur le Directeur Général des Douanes“ (Herr GeneralDirector des Zollwesens), „ich werde es mir diesmal zu einer ganz besonderen Pflicht machen, dafür Sorge zu tragen, daß die Sachen, die Ew. Excellenz mir die Ehre erwiesen, mir abzukufen, Ihnen unverzüglich nach Ihrer Ankunft in Paris sorgfältig eingehändigt werden!“

„Eh bien, nous verrons!“ (Nun, wir werden sehen!) erwiderte der Graf von Saint-Er., gereizt durch die zuversichtliche und dreiste Weise, womit der kühne Schleichhändler mit falter Wagniß seiner Gewalt und amtlichen Erfahrung trozen zu wollen schien. Die gekauften Sachen wurden in seiner Gegenwart in ein sehr schön gearbeitetes Kästchen gepackt, und der Graf begab sich in das Hotel zurück, wo er logirte. Sobald er dort angekommen, schickte er sogleich telegraphische Depeschen an alle Zollstationen die ganze Linie der Schweiz längs der äußersten Gränze herauf, beschrieb das Kästchen sehr ausführlich und versprach eine Belohnung von achthundert Thalern, ohne die bedeutenden Gebühren an Diejenigen, welche die Sachen an der Gränze erhaschen würden. Dann rüstete er sich zur Reise nach Paris.

Wie er an der Grenze ankam und die Zollbeamten seine Sachen untersuchen wollten, gab er sich zu erkennen, unterrichtete den obersten Beamten von dem, was vorgefallen, und schärfte es ihm als eine Sache von besonderer Wichtigkeit ein, die ganze Douanelinie entlang mit der größten Wachsamkeit aufpassen zu lassen; und um den Eifer der unteren Beamten noch mehr anzufeuern, versprach er ohne die vorerwähnte Belohnung noch Demjenigen unter ihnen, der so glücklich seyn würde, diese Schmucksachen an der Grenze aufzufangen, wieder andere fünfzig Louisd'ors, als besondere Gratifikation, weil, wie er sagte, es von der größten Wichtigkeit sei, endlich einmal dieser mit so kühner Dreistigkeit öffentlich und ohne alles Hehl getriebenen Zolldefraudation ein Ziel zu setzen, und so den Genfer Gold- und Uhrenhändlern, die das Zollwesen so sehr beeinträchtigten, eine Lektion zu erteilen. Diese persönliche Ermahnung und die versprochenen Belohnungen des hohen Beamten feuerten alle Grenz Zollbeamten der Art an, daß in den nächstfolgenden Tagen und Nächten auch keine Fliege die Zolllinie ungestrast überfliegen durfte.

Zur gehörigen Zeit langte der Graf von Saint-Er. zu Paris in seinem Hotel an, und nachdem er seine Frau und Kinder umarmt und sich an ihrem Wiedersehen als zärtlicher Familienvater ergötzt hatte, wünschte er auch Zeuge der Erwartung und Freude zu seyn, die seine mitgebrachten Geschenke auf die kindlichen Gemüther ausüben würden. Darum befahl er seinem Kammerdiener, den einen seiner Koffer, in welchem sich verschiedene kleine Packete befanden, in's Zimmer zu bringen und in seiner Gegenwart auszupacken.

Stumm von Erstaunen und Schrecken starrte der Graf, seinen Augen nicht traugend, ein schön gearbeitetes Kästchen an, das er zu seinem Aerger als das nämliche erkannte, worin die von ihm in Genf gekauften Sachen verpackt worden. — „Wo kömmt dieß Kästchen in meinen Koffer?“ fuhr er den erschrockenen Bedienten an.

„Nun es stand ja in Genf unter den Sachen in meinem Zimmer, die Ew. Excellenz mir befohlen, einzupacken, und es lag noch ein Zettel darauf, der die Weisung ertheilt, dieß gerade mit „besonderer Sorgfalt zu verpacken!“

Der Graf kannte seinen Diener und dessen Zuverlässigkeit

zu genau, um auch nur einen Zweifel darüber zu hegen, daß er durchaus unschuldig an dem sei, was vorgefallen, und blieb die geheimnißvolle Weise, wie das Kästchen in das Bedientenzimmer des Grafen zu Genf gekommen, unaufgeklärt, bis später ein Zufall es an's Licht brachte, daß der Uhrenhändler Monsieur Beautte zu Genf mit einem der Kellner des Hotels, wo der Graf logirte, im Einverständnis gewesen, und daß Dieser die Unruhe und das Hin- und Wiederrennen der Abreise benutzte, und das oft benannte Kästchen unter die im Zimmer des Kammerdieners zum Einpacken bereit gestellten Sachen zu bringen und er so den General-Direktor des Zollwesens von Frankreich veranlaßt hatte, „ein Schleichhändler wider Willen“ zu werden.

Eine Stunde später schon ward dem Grafen der von ihm in Genf unterschriebene Wechsel präsentiert, den er, man kann sich's leicht denken, mit welchen Gefühlen, bezahlte. Doch schweigt die Geschichte darüber, ob der Schleichhändler wider Willen die den Bedarf einer Familie weit übersteigenden Schmucksachen für sich behalten oder wieder veräußert habe, — doch — wir wollen es unsern Lesern überlassen, ihren Vermuthungen darüber Raum zu geben.

† Der Schein.

Schein und Wesen sind verschieden, wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter, wie Nordpol und Südpol; darum merke auf die Lehre, daß eine Sache in der Welt nicht gilt für das, was sie wirklich ist, sondern für das, wofür sie von den Menschen gehalten wird. Der Schein spielt eine größere Rolle in der Welt, als das Wesen, als die Wirklichkeit, als die Wahrheit. Die große Menge, die ihre Mitglieder in allen Ständen hat, urtheilt gewöhnlich nach dem Scheine, ohne das Wesentliche der Dinge zu begreifen. Laß dich nicht irre leiten durch die an vielen Orten im Schwunge gehenden Sprüche, die da heißen: „man muß thun wie die Leute thun, dann geht's einem, wie den Leuten,“ — folgst du dem Schein, welchem Viele nachlaufen, dann geht es Dir allerdings wie den Leuten, dann kannst du Ehre, Gesundheit, Vermögen, Ruhe und Alles verlieren. Die Meisten laufen hin, wohin Andere laufen, und thun, was Andere thun.

Was oft, von Vielen und an vielen Orten geschieht, ist nicht immer gut, sondern gibt nur einen Schein. Es gibt Fälle, wo man auf den allgemeinen Ton der Zeit Rücksicht nehmen muß; gibt aber auch Fälle, wo man auf die Menge und deren Töne keine Rücksicht nehmen muß. Was von beiden jedesmal geschehen soll, darüber rathe mit der Vernunft, rathe mit dem Verstand, rathe mit deinem ehrlichen Fortkommen, rathe mit dem Reiche der Möglichkeit, ohne deine Ansichten laut werden zu lassen. Kannst du einer allgemein angebeteten Ansicht nicht beistimmen, so widerspreche derselben nicht, schweige, weiche aus. Betrug und Irrthum sind häufiger als Wahrheit, was jeder gerne zugeben wird, der das Leben kennt; und wer es nicht kennt, lasse sich warnen, damit er sicher bleibt. Die besten Anlagen, die besten Kenntnisse sind bei einem Menschen so gut wie nicht vorhanden, wenn er ihnen nicht die Farbe des jezigen Scheines geben kann. Die Vernunft selbst bedarf des äußern Scheines.

Was sich der Welt nicht zu sehen gibt, ist fast nicht besser, als wenn es nicht da wäre. Wer seine Talente nicht benutzt oder nicht auf die rechte Art, lebt so, wie wenn er keine Talente hätte. Die vorzüglichsten Arbeiten werden für mittelmäßig gehalten, und sind wie nicht vorhanden, wenn sie nicht dem Scheine entsprechen. Auf den Aushängschilden stehen oft die schönsten Namen — im Hintergrund ist ein gefärbtes Nichts. Daher die uralten Sprüchwörter: „Die Farbe lügt, der Schein betrügt.“ Das Innere ist meistens ganz anders, als das Außere. Der Pöbel, welcher seine Mitglieder in allen Ständen hat, staunt über das, was Aufsehen erregt, was glänzt, was angenehm oder imposant in die Sinne fällt. Der Kluge hingegen, mit dem linken Arm gestützt auf die Schultern des Ver-

standes und mit dem andern Arm an die Vernunft gelehnt, betrachtet mit Ruhe — es mag glänzen oder übel aussehen. Alle Uebertreibung ist ein Zeichen der Thorheit.

Der Bedachtame redet und handelt selten im Superlativ, das ist im höchsten Grad der Steigerung einer Eigenschaft. Ausschweifendes Lob spannt die Erwartung zu hoch und veranlaßt die Unmöglichkeit der Befriedigung. Ein gesteigertes Lob hat nicht selten Unzufriedenheit, Spott und Berachtung zur Folge. Wenn oben gesagt ist, daß es Fälle gäbe, in denen man auf den allgemeinen Schein Rücksicht nehmen müsse, so gibt es doch einen Schein, den man in jedem Fall fliehen muß, wenn uns die Ehre lieb ist, ich meine den Schein des Bösen. Unlere Redlichkeit wäre wie nicht vorhanden, wenn auf sie der Schein des Bösen fallen würde. Im Uebrigen trifft es sich oft, daß, wenn das, was Schein ist, abgezogen würde, nichts oder wenig übrig bliebe.

Miscellen.

X Sehnsucht nach dem Bösen ist der Drang des von den Blicken der Schlange bezauberten Opfers; Sehnsucht ohne Ziel ein hüpfendes Irrlicht; Sehnsucht nach Gott der Regenbogen, welcher Himmel und Erde verbindet.

X Ergebung in den Willen Gottes ist nur dann schön und gut, wenn sie mit Freudigkeit gepaart ist. Außerdem ist sie nur stille Verzweiflung.

X Wie reich ist die Ernte der Wiesen und Felder im Vergleich mit der Ernte des Herzens und des Geistes!

X Geschichtskalender. Im August und September 1723 hat es fast in ganz Europa eine solche Menge Wespenn gegeben, daß man nicht davor bleiben, noch recht ackern konnte, indem, wenn man mit der Flugschar in ein solches Nest gekommen, sie in solcher Menge herausgefahren, daß Menschen und Vieh sich retiriren mußten, ja sie sollen sogar ein Kind in der Wiege, dem die Mutter eine Birne gegeben, zu todt gestochen, auch im Unterland einen Ochsen, in Frankreich aber drei Pferde getödtet haben, daher in Württemberg am 18. August genannten Jahres ein Rescript erlassen worden, daß wer ein Wespennest zerstöre, zwölf Kreuzer aus der Kommunkasse erhalten solle. (N. T.)

Paritätenkästlein.

„Ist denn,“ fragte halb unwillig ein Bauer seinen Beamten, den er violinspielend antraf, „meine Sache noch nicht entschieden?“ — „Nein,“ erwiderte der Beamte und strich so gleich wieder fort. — „Da muß ich,“ sagte der empörte Bauer, „die ganze Geschichte auf Noten setzen lassen.“

Ein Geistlicher im Mecklenburgischen besuchte die Dorfschule seines Filials und wollte eine kleine Prüfung in der Moral und Religion mit den Kindern anstellen. Er fragte daher einen stämmigen Knaben: „Fritz, weißt Du, was Recht und Unrecht ist?“ — „Ne,“ antwortete dieser mit einem Schafgesicht. Vielleicht fehlt es ihm bloß an der Definition, dachte der Prediger, ich will seine Begriffe auf sokratische Art zu Tage fördern. „Sieh einmal, Fritz,“ fing er an, „wenn Heinrich dort von seiner Mutter eine Semmel bekommt und Du nimmst sie ihm weg, was thust Du da?“ — „Ich freß sie up!“ war die Antwort.

Räthsel.

Stell Dich zur Seite mir, sofort
Gefunden ist das Räthselwort;
Und kehrt Du es auch um und um,
Es wird kein anderes darum.

Auflösung der Charade in No. 66:
Meerschwein.